

Tag sehr müde in unser Quartier zurück. Bald danach war der Urlaub zu Ende. In meinen Tagebuchaufzeichnungen finden sich zwar keinerlei weitere Erwähnungen dieses Ereignisses, es wirkte aber im Stillen fort. Immer wieder kam mir dieser Hirte in den Sinn, wie er aus der Einsamkeit auftauchte und wieder in ihr verschwand, um dazwischen Kerzen in einer Kapelle zu entzünden. Ich wusste nichts über diesen Mann und was er mit den Kerzen bezweckte. Ich vermutete, dass es seine Form des Glaubens war. Was immer es war, es erschien mir so unendlich wahr und aufrichtig, so weit entfernt von endlosen Diskursen und so einfach und meinen Philosophien überlegen.

Die Stille des Berges, die große Entfernung zu den Geschwätzigkeiten der Welt blieb erhalten, ebenso wie diese einfache Handlung. Sie bot mir eine geistliche Alternative zum Zerreden. Wenn es im Gesprächseifer wieder einmal hoch herging und wenn der Verstand wieder einmal alles zerschnitten hatte, dann gab es für mich immer noch den Hirten, der einfach nur seine Kerzen entzündete.

Werner Windisch, Diakon, Jahrgang 1960, München, www.ej-muenchen.de

Feuer und Asche

Es war der Gottesdienst am Morgen des 2. Advent. Kein gewöhnlicher Gottesdienst, sondern ein sogenannter „Frühstücksgottesdienst“. Seit einigen Jahren bieten wir in unserer Gemeinde hin und wieder solche besonderen Vormittage an, an denen auch ein drei bis vier Meter langes Frühstücksbüfett aufgestellt wird, das, mit allerlei kulina-

rischen Köstlichkeiten beladen, zu einem besonderen Erlebnis einlädt. Irgendwie war die Atmosphäre an diesem Tag locker bis lustig und weniger besinnlich.

Das Thema des Gottesdienstes lautete „Die Asche hüten oder ein Feuer entzünden“ und dazu entführte uns unser Pastor ins Alte Testament. Er versuchte, anhand des Beispiels der gerade aus der Sklaverei befreiten Israeliten zu erläutern, wie schnell es passieren kann, dass man sich die Vergangenheit – sprich: die zurückgebliebene Asche – herbeiwünscht. Wie schön es doch sei, am Abend bei einem Lagerfeuer in alten Geschichten zu schwelgen und dann am nächsten Morgen in der erkalteten Asche herumzustochern und nach dem Sinn des Ganzen zu fragen. Als wir so nachdachten und uns beim Essen darüber unterhielten, wurde deutlich, dass beides zu unserem Leben dazugehört. Wer kennt es nicht, dieses Glücksgefühl, wenn man etwas wirklich Sinnvolles tut, und das mit Feuereifer? Wer kennt sie nicht, diese Begräbnisstimmung nach einer Enttäuschung, sei es eine misslungene Aktivität, eine zerbrochene Beziehung oder die Beendigung einer Aufgabe, der man nachtrauert? Wie sehr wünschen wir uns, immer mitten im Leben zu stehen und dabei von einem tief in uns lodernden Feuer angetrieben zu werden? Aber so ist das Leben nicht.

Nach dem Gottesdienst ging ich zu einem Freund. „Ich warte schon seit dreißig Jahren auf dieses Feuer“, entgegnete er auf meine Frage hin, wie denn das mit dem Feuer so bei ihm sei. Seine Antwort überraschte mich sehr, obwohl ich ihn auch als einen Menschen kannte, der nicht gerade überschäumte vor Feuer und Lebensfreude. „Es gab zwei Momente in meinem Leben, in denen ich dieses Feuer verspürte. Zum einen während meiner Zeit als Zimmermann. Diese Aufgabe hat mich wirklich befriedigt, und ich hatte das Gefühl, gebraucht zu werden und etwas zu erschaffen, das Bestand hat. Und das zweite

Mal, das ich dieses Gefühl verspürte, war bei meiner Heirat, aber kurz danach ist ja der Unfall passiert ...“ Seither saß Stefan im Rollstuhl. Drei Monate nach der Trauung hatten er und seine Frau einen Autounfall, den er glücklicherweise überlebt hat, aber er ist eben seither querschnittsgelähmt.

Der Schock saß damals bei uns allen ziemlich tief. Ich kann mich noch gut an die Hochzeitsfeier erinnern, bei der Stefan in einer Turnhalle an zwei Stangen bis an die Decke kletterte, als wäre das die leichteste Übung der Welt. Stefan war aktiv, sportlich und spielte in unseren Theaterstücken immer den Jesus, denn alle waren sich einig, dass Jesus genauso attraktiv war wie er. Dass er „zufällig“ auch noch Zimmermann war, rundete dieses Bild natürlich ab. Und nun hatte sein Leben sich völlig verändert.

„Als wir hier in der Gemeinde den Gottesdienstraum umgebaut haben, konnte ich das Feuer wieder erahnen, aber ich konnte nicht richtig mitanpacken und musste mehr oder weniger zuschauen, wie die anderen arbeiteten“, schilderte Stefan etwas traurig.

„Aber du konntest den Bauleuten doch sicher wertvolle Tipps geben“, erwiderte ich in einem kläglichen Versuch, dem Gespräch eine positive Wendung zu geben.

„Schon, aber es ist einfach nicht dasselbe“, entgegnete Stefan. „Ich kann hier sowieso nichts richtig machen. Heute Morgen kann ich nicht wie die anderen einfach mal zu jemandem hingehen und mich zu jemandem setzen. Ich komme mit dem Rollstuhl ja nicht einmal durch die Reihen.“

Ich begann zu ahnen, was es mit dem Bild der Asche wirklich auf sich hatte. Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, und so schwiegen wir einfach miteinander.

Obwohl ich nicht in Stefans Situation stecken möchte und vermutlich nur bruchstückhaft und andeutungs-

weise nachempfinden kann, wie sehr er unter seinem Rollstuhl leidet, kann ich zumindest nachvollziehen, was es bedeutet, die Asche im eigenen Leben zu sehen. Ein abgebranntes Feuer, das nur noch Abfall hinterlässt, mit dem man nichts mehr anfangen kann. „Wer oder was kann mein heruntergebranntes Feuer neu entfachen? Wie komme ich aus diesem depressiven Zustand wieder heraus?“

Diese Frage war mir nur allzu vertraut. Ohne hier auf Details eingehen zu können, sehe auch ich mein ehemals brennendes Feuer bis auf eine Minimalglut heruntergebrannt. Das Gespräch mit Stefan endete mit der für uns offenen Frage: „Wie kann ich dieses Feuer wieder anfachen? Und kann *ich* es überhaupt wieder anfachen?“

Jeder Mensch unterliegt diesen geistlichen Gesetzen: Es gibt eine Phase des Feuers und der Begeisterung, es gibt aber auch Zeiten der Entmutigung und des Rückschrittes. Jesus hat dies auch erlebt. Er hatte eine Vision und einen Auftrag und versuchte, dies mit einem Mitarbeiter-Team in die Tat umzusetzen, das hin und her schwankte zwischen glühendem Feuer und jämmerlichem Versagen. Nicht nur einmal wunderte Jesus sich über diese extremen Abstürze seiner Jünger. Manchmal waren sie voller Begeisterung bei der Sache und vielleicht selbst über die „Erfolge“ überrascht, die sie in Jesu Namen vollbrachten. Und kurze Zeit darauf enttäuschten sie Jesus auch schon wieder durch ihren mangelnden Glauben.

Aber Jesus hielt durch. Er konnte bereits das neue Land sehen, was dem Volk Israel nicht möglich war, als es aus Ägypten kam. Die Menschen wollten zurück in die Sklaverei – dort hatte ihr Leben zumindest einen festen Rhythmus und es gab geregelte Malzeiten. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass das Gelobte Land genau das war: das Ziel ihrer Träume. Sie sahen nur die Asche, nicht das Feuer.

Ganz anders Jesus. Er wollte *gerade* mit einem gewissen Grad an Unvollkommenheit die Zukunft der Menschheit gestalten. Er konnte bereits die Gaben und die Leidenschaft seiner Jünger sehen, auch wenn diese herrlich unvollkommen waren. Jesus entschied sich, mit Menschen wie Stefan zu arbeiten, der im Rollstuhl sitzt und keine Perspektive zu haben scheint, und mit mir, einem Menschen mit zerplatzten Träumen. Jesus lebte sein Leben mit einem entscheidenden Vorteil: Er konnte nach vorne sehen und praktizierte selbst das, was uns so schwerfällt: Vertrauen. Er glaubte und hielt fest an einem Gott, der aus Asche wieder Feuer machen kann. Ein Gott, der verheißt hat, Freudenöl statt Trauer auszugießen und Schönheit statt Asche.

Und so gehe ich ermutigt aus diesem Frühstücksgottesdienst – als jemand, der auf Gott schauen kann und glaubt, dass die Zusammenarbeit zwischen ihm und mir neues Feuer entfachen wird, zu einem Zeitpunkt, den nur er kennt, und auf eine Art und Weise, die mich vermutlich überraschen wird.

Martin Steiert, Buchhändler, Jahrgang 1962, Göppingen,
www.martins-buchladen.de

Abgestürzt

„Sei vorsichtig!“, rufe ich der strahlenden Velona noch zu, als sie in den Zug nach Oberstdorf steigt.

Drei Wochen haben wir gemeinsam eine Freizeit für junge Mädchen geleitet, nun freut sich die Berlinerin darauf, ein wenig in den Bergen zu wandern. Als Vierjährige kam Velona in unsere Kinderstunde im Westen

Berlins, die ich als damals Siebzehnjährige leitete. Inzwischen bin ich Diakonisse in Puschendorf und pflege noch ein wenig Kontakt zu ihr. Einundzwanzig Jahre alt ist sie, frischexaminierte Physiotherapeutin, mit einem natürlichen Charme und großer Liebe zu Jesus. „Ich bin so gespannt, was Jesus noch mit mir vorhat“ – bei diesen Worten scheint sie vor Freude nur so zu vibrieren.

Velona – so voller Lebensfreude und froher Zukunftserwartung! Velona – nicht nur mit Schönheit, sondern auch mit Intelligenz, Humor und innerer Stärke ausgestattet. Velona – die als Großstädterin die Berge liebt, sportlich ist und offen für das Schöne in der Natur. Das ist Velona.

Drei Tage später erreicht mich die schreckliche Nachricht: „Velona ist abgestürzt – 100 Meter tief – sie hatte keine Chance – sie ist tot!“

Erstarrung und Dunkelheit senken sich schwer wie Blei auf meine Seele. Wochenlang spreche ich nur das Nötigste. In mir schreit es: „Warum, Gott? Warum tust du das? Warum hast du dieses Unglück nicht verhütet? Sie wollte dir dienen – warum, Gott?“

Eine Mitschwester rät mir in dieser Zeit: „Schrei doch mal alles aus dir heraus. Geh irgendwohin und schrei!“ Ich beherzige ihren Rat; das Schreien erleichtert ein wenig, aber in mir wütet und schmerzt es weiter. Aufgewühlte Gefühle bohren, brennen und können sich nicht entladen.

Hinzu kommen seltsame Deutungen aus unserer Heimatstadt und -gemeinde, die die Wut in mir noch steigern. Wer kann sich anmaßen, dieses Unglück zu deuten? „Schweigt doch lieber“, möchte ich ihnen am liebsten entgegenschreien, „schweigt lieber, als dass ihr dem Herrn der Welt irgendwelche Absichten unterstellt. Nein, ich verstehe ihn nicht, und dazu stehe ich! Ich bin meinem Herrn böse. Ich weiß nicht, was er sich dabei gedacht hat, und ich werde mich hüten, so zu tun, als wüsste ich es.“

Dagegen vermittelt mir mein Seelsorger in dieser Zeit ein wunderbares Bild, das zwar nicht sofort die Dunkelheit in mir vertreibt, sich aber dennoch wie wohltuender Balsam auf die blutende Wunde legt. „Schau“, erklärt er mir behutsam, „Gott hat Velona eigentlich nur von der einen Hand in die andere genommen. Sie war hier in dieser Welt in seiner liebevollen Hand und sie bleibt es dort bei ihm.“ Wohltuender Balsam und noch immer ist viel Dunkel in mir.

Die Adventszeit ist angebrochen. Eine befreundete Mitschwester lädt mich zu sich ein: „Komm, du brauchst nur da zu sein. Du musst auch nichts sagen.“ Während sie bastelt, sitze ich still da und lausche der Musik, die sie aufgelegt hat. Es ist der „Messias“ von Händel. Schließlich ertönt das große „Halleluja“. Was dann geschieht, vermag ich kaum in Worte zu fassen. Zunächst dringen die Worte und Melodien wie ein Sonnenstrahl in meine finsternen Gedanken und Gefühle. „Wenn schon ein Mensch so etwas schaffen kann und ein irdischer Chor solche himmlischen Klänge hervorbringt – wie muss es erst im Himmel sein? Und dort ist Velona jetzt! Dort – nahe bei ihrem Herrn, den sie so sehr geliebt hat – musiziert sie jetzt mit.“ Ich spüre, wie sich die Erstarrung in meiner Seele löst. Ja, wie sie mit meinen Tränen, die ich jetzt nicht mehr zurückhalten kann und will, wegzufließen scheint.

Händels großes „Halleluja“ erreicht mich in den Tiefen der Verzweiflung über Gottes unverständliches Handeln. Es klingt „wie im Himmel“ – und es lässt mich einen heilsamen Moment lang einen Blick durch die dunklen Wolken erhaschen.

Viel später erfahre ich von einer alten Dame, die mit Velona einen Tag vor deren Absturz auf der Terrasse des Ferienhauses saß: Velona deutete strahlend auf die Berge, die sie am folgenden Tag mit der Gruppe bestei-

gen wollte. „Und morgen“ – fast jauchzte sie es –, „morgen singen wir dort oben Loblieder!“

Schwester Evelyn Reschies, Diakonisse, Jahrgang 1953, Puschendorf, www.diakonie-puschendorf.org

Echt Schaf

Ein bisschen Muffensausen hatte ich schon. Zwölf Stunden Flug und zweimal Umsteigen. Und das Ziel war nicht etwa ein sonniges Urlaubsparadies mit strahlendem Sonnenschein, klarem Meerwasser und Erholung pur. Nein, eine Dienstreise führte mich zusammen mit einer Delegation aus dem Dekanat Fürth nach Tansania. Mission: das Partnerdekanat besuchen, Spenden und Hilfsgüter überbringen und Kontakte pflegen. Und das in einem Land, in dem Stechmücken tödliche Krankheiten übertragen, jeder Händedruck gefährliche Krankheitserreger birgt und selbst das Trinkwasser mit Bakterien verseucht ist. Wenn man an all das denken würde, was einem rein theoretisch in Afrika passieren könnte, bleibt man lieber gleich zu Hause. Und wenn man dazu auch noch unter Flugangst leidet, ist man nicht gerade prädestiniert, an einer Missionsreise teilzunehmen. Doch das Vertrauen in Gott war stärker als meine Angst.

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln ...“ Psalm 23 stärkte mich vor und während der Tansania-Reise. Ich wählte ihn als Predigttext aus, weil ich als Pfarrer auch im Partnerdekanat eine Predigt auf Englisch halten sollte. Wie *abgedroschen*, grübelte ich so bei mir und dachte daran, wie oft dieser Spruch bei Taufen, Konfirmationen und Beerdigungen ausgesucht wird. Aber ich